

Mundart und Hochsprache : Segen oder Fluch?

Autor(en): **Schelbert, Tarcisius**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **70 (1983)**

Heft 13: **Mundart und/oder Schriftsprache im Unterricht**

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-535065>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

die Notwendigkeit, dass die Sprachkompetenz für die Mundart wie die Hochsprache notwendig und wertvoll ist.

Im Kanton Zug hat die Diskussion bereits ihren politischen Niederschlag in einer Interpellation gefunden, deren Beantwortung als Beispiel für die Haltung und Betrachtungsweise der politisch-parlamentarischen Seite gelten soll.

Gewinnt man einen Überblick über die Sprachsituation von heute in der Schweiz, so wird deutlich, dass die Diskussion Hochsprache/Mundart zu einem erweiterten Sprachbewusstsein führen kann. Sie kann aber nicht – und will es wohl auch nicht – sprachkonservierend sein.

Urspeter Schelbert

«Ich setze mich immer wieder für ein gutes Deutsch ein, auch für einen korrekten mündlichen Ausdruck in der Schule; denn was uns Schweizern ja oft fehlt, ist nicht nur Sprachkompetenz, sondern vor allem Sprachkultur. Mit Recht warnt Otto Frei vor der Sprachverwahrlosung, vor dem bequemen Ausweichen in die Mundart. Sollten tatsächlich die schrecklichen Vereinfacher in Sachen Sprache gewinnen, so hätten wir bald mit einem vertikalen Einbruch der Kulturlosigkeit zu rechnen.»

Prof. Dr. Eugen Egger
Generalsekretär EDK

Mundart und Hochsprache: Segen oder Fluch?

Tarcisius Schelbert

Beim Thema Mundart und Hochsprache gehen die Meinungen leicht auseinander. Die Gemüter erhitzen sich, das Wort wird leicht zur Tat.

Jetzt wänn mr emol
dütsch rede mitenand
het er gseit und driigschlage.

Robert Karch, *Körpersproch*¹

Bestimmte Vorstellungen und Ansprüche an die Mundart (z. B. «reiner» Zugerdialekt) und an die Hochsprache (z. B. «reine» Aussprache) und festumrissene Vorstellungen von dem, was Sprache ist und vor allem was Sprache in der Schule ist, verhärten die Fronten. Deshalb ist es nötig, einige grundlegende linguistische Überlegungen anzustellen.

– Erstaunlicherweise müssen sprachliche Elemente nicht einmal ausgesprochen werden. Neben dem tatsächlich Ausgesprochenen existiert auch die unausgesprochene Sprache, die nicht an irgendeinen Klangkörper, an eine Schriftsprache oder Mundart gebunden ist. Wir reden ständig mit uns selbst – nur wenig tritt davon an die Öffentlichkeit.

- Die Sprache als Singular gaukelt eine Einheit vor, die es gar nicht gibt. Es gibt nur Sprachen. Gegenüber der Sowjetunion mit über hundert verschiedenen Sprachen besitzt die Confoederatio Helvetica vier Sprachen. Auf der Erdkugel gibt es eine verschwenderische Fülle von Tausenden von Sprachen. Zu dieser äusseren Mehrsprachigkeit gesellt sich auch die innere Mehrsprachigkeit. Eine einzelne Sprache verzweigt sich in viele Dialekte, die sich in regionale und überregionale Mundarten aufspalten.
- Eine Sprache ist nicht etwas Abgeschlossenes, Starres. Sie entwickelt sich ständig und unmerklich und enthält Impulse von innen (z. B. vom Slang, von der Umgangssprache) und von aussen (z. B. von Fremdwörtern).

Äussere Mehrsprachigkeit

Das verwirrende Babel der äusseren Mehrsprachigkeit begegnet uns in den sogenannten Fremdsprachen. Als vor zwanzig Jahren die

Postleitzahlen in der Schweiz eingeführt wurden, lautete der Werbespruch

auf deutsch:	Jedesmal Postleitzahl;
auf französisch:	Un conseil capital le numéro postal;
auf italienisch:	Località numerata lettera accelerata.

Im Rätoromanischen verzichtete man auf einen Slogan (nach Auskunft des Postamtes in Chur).

Die einzelnen Werbesprüche enthalten Alliterationen und Endreime und sind rhythmisch gegliedert. Alle drei muntern zum Gebrauch der Postleitzahlen auf, aber sie tun es auf verschiedene Weise. Im Italienischen liegt der Akzent auf dem Resultat: Postleitzahlen beschleunigen die Sendungen. Das Wort *Brief* steht metonymisch für Post, der Teil steht fürs Ganze, das Persönliche für das Allgemeine. Der französische Text arbeitet mit dem Prinzip des guten Ratschlags. Dahinter versteckt sich die syntaktische Konstruktion eines Bedingungssatzes: *Wenn* der Ratschlag befolgt wird, *dann* ... Das Deutsche unterdrückt jede Erklärung. Wichtig ist die Tatsache allein: Jedesmal Postleitzahl.

Alle drei Werbesprüche brauchen keine Prädikate. Gerade das Wichtigste, die Handlung, wird nicht ausgewortet, denn sie ergibt sich eindeutig aus der Situation. Die Nennung des Themas genügt. Die Situation übernimmt die Rolle des Verbs.

Dieses Miteinander und Ineinander von Sprache und Situation erlaubt, dass die Rede verkürzt auftreten kann. Mündliche Texte sind oft verkürzt, weil sie durch eine konkrete Situation ergänzt werden. Schriftliche Texte sind ausführlicher, weil die Situation beschrieben werden muss. Die genannten Werbesprüche nähern sich der mündlichen Sprache. Sie müssen nicht nur befolgt, sondern ausgesprochen werden; sie sind nicht Werbeschriften, sie sind Werbesprüche.

Innere Mehrsprachigkeit

Genau so faszinierend ist die *innere* Mehrsprachigkeit: die verschiedenen Ausformungen innerhalb einer bestimmten Sprache. Ein Vergleich der Vorworte zu den Postleitzahlver-

zeichnissen in den verschiedenen deutschsprachigen Staaten soll diese innere Mehrsprachigkeit illustrieren.² (Siehe S. 600!)

Viermal erscheint die deutsche Sprache, viermal das gleiche Thema, doch die Ausführung des Themas ist jedesmal anders. Mundartausdrücke werden selbstverständlich vermieden. Das Thema verlangt ein überregionales Register. Dennoch unterscheiden sich die Texte in Wörtern wie: *Anschrift* (BRD, DDR, OE) gegenüber *Adresse* (CH). Das Synonym *Empfänger* wäre jedoch nicht regional gebunden. Gewisse Vorlieben und regionale Varianten halten sich die Waage. So steht *Leitung* der Sendungen (BRD) gegenüber *Spedition* des Postguts (CH). Auch die Unterschrift zu den einzelnen Vorworten ist verschieden, einmal unterschreibt ein Minister, einmal ein Ministerium, einmal eine Verwaltung, einmal eine Direktion. Die Verschiedenheit zeigt sich nicht nur in einzelnen Wörtern, sondern auch in der Wahl zwischen einer mehr öffentlichen und einer mehr privaten Sprache. Die BRD und DDR bedienen sich einer sachlichen Amtssprache; OE und CH packen ihre Pappenheimer vorsichtiger an und bemühen sich um einen persönlichen, freundlichen Stil. Im österreichischen Vorwort kommt ein schlaues Postfuchtlein in die Wohnung (nicht ins Haus!), schmettert den Slogan ins Horn «Trari, trara, die Postleitzahl ist da!» und entschuldigt sich gleich: Es hofft, dass dem Neuen nicht Misstrauen entgegengebracht wird.

Mit helvetischem Schalk beginnt das Vorwort der PTT. Es gibt sich wie im österreichischen Text selbst als Post, als Brief mit Anrede und Unterschrift. «Zum ersten Male bitten wir Sie um etwas...» Und wie das österreichische Pendant wird zuerst gesagt, um was es sich nicht handelt – nicht um eine obrigkeitliche Verordnung, nicht um einen «Befehl», sondern um eine Gebrauchsanweisung. Der Schlussabsatz wird mit einem tröstlichen Sprichwort untermauert: «Aller Anfang ist schwer», was den beschwichtigenden Ton des ganzen Textes unterstreicht.

Impulse von innen

Sprachen haben die Tendenz, sich zu zersplittern, sich zu verkleinern, sich abzuschliessen und abzukapseln. Wer anders spricht, als wir

Bundesrepublik Deutschland:

VORWORT

Die Entwicklung des Briefverkehrs in den letzten 10 Jahren hat die Deutsche Bundespost gezwungen, durch grundlegende Änderung der betrieblichen Organisationsformen den Einsatz von Maschinen im Briefverteilungsdienst zu ermöglichen und die Voraussetzungen für eine wesentliche Vereinfachung in der Verteilung und Leitung der Sendungen zu schaffen. Daraus ergab sich zwangsläufig auch die Notwendigkeit, die bestehenden Postleitzahlen zu ändern. Um die dringend erwünschte Verkürzung der bisherigen postamtlichen Anschriften zu erreichen, musste die Postleitzahl so verfeinert werden, dass aus ihr alle notwendigen Leithinweise entnommen werden können. Für den vorgesehenen Zweck erwies sich eine vierstellige Zahl als am besten geeignet. Nach Abschluss der betriebsorganisatorischen Planungen wurde daher die neue, verfeinerte ein- bis vierstellige Postleitzahl nach streng systematischen Gesichtspunkten entwickelt...

Der Bundespostminister
für das Post- und Fernmeldewesen

Schweiz:

Verehrte Postbenützer,

Zum ersten Male in der 115jährigen Geschichte der eidgenössischen PTT-Betriebe wenden wir uns mit einer ganz besonderen Bitte an Sie. Seien Sie unbesorgt: Es ist selbstverständlich keine obrigkeitliche Verordnung, geschweige denn ein «Befehl». Was wir Ihnen ins Haus bringen, ist vielmehr eine Anleitung, eine Gebrauchsanweisung. Ihr Inhalt heisst:

Postleitzahlen

Das interessiert Sie genau so sehr wie uns selbst. Wir empfehlen die vorliegende Schrift Ihrer wohlwollenden Aufmerksamkeit.

Die Schweizer sind ein schreib- und lesefreudiges Volk; mehr als 8,5 Millionen Briefe, Zeitungen und Drucksachen erhält die Post Tag für Tag zur Zustellung; andert-halbmal mehr als vor zehn Jahren. Ähnlich liegen die Verhältnisse bei der Paketpost.

So sind wir denn, der Not gehorchend, gezwungen, das immer stärker anschwellende Postgut soweit als möglich maschinell zu verarbeiten. Wir nutzen Anlagen, die in enger Zusammenarbeit zwischen PTT-Verwaltungen und Privatindustrie hergestellt wurden. Die weitere Entwicklung geht in Richtung auf die Automation.

Soll nun das kostbare Gut, das Sie der Post zur Spedition und Zustellung übergeben, maschinell verarbeitet werden und damit den Empfänger auf dem kürzesten Weg erreichen, so bitten wir Sie, künftig **vor den Bestimmungsort die entsprechende Postleitzahl zu setzen**. Wenn Sie zudem noch die Güte haben, Ihrer Absenderangabe **die Leitzahl Ihres Wohnortes beizufügen**, sind wir Ihnen zu besonderem Dank verpflichtet. Wohl wissen wir, dass aller Anfang schwer ist und dass Anlaufschwierigkeiten nicht ausbleiben werden. Doch hoffen wir zuversichtlich, mit Ihrer verständnisvollen Mitarbeit das gemeinsame Ziel zu erreichen.

Generaldirektion PTT, Der Präsident

Österreich:

Verehrter Postkunde!

Nicht Misstrauen vor dem Neuen und nicht Argwohn vor der Technik – so wünschen wir aus ganzem Herzen – mögen der Österreichischen Post- und Telegraphenverwaltung erwachsen, wenn der schlaue Postfuchs direkt zu Ihnen in Ihre Wohnung kommt. «Trari, trara, die Postleitzahl ist da!» schmettert das Füchlein in sein Horn, und wir von der Post geben bekannt: Die österreichische Postverwaltung führt im gesamten Bundesgebiet, in allen Bundesländern, das Postleitzahlensystem ein.

Der Grund ist weder Neuerungssucht noch Freude an Zahlenspielerien, sondern die Notwendigkeit, die ständig steigende Flut der Postsendungen trotz der immer grösser werdenden Personalnot durch Vereinfachung der Verteilung zu bewältigen. Darüber hinaus soll durch die Postleitzahlen die Voraussetzung dafür geschaffen werden, Postsendungen künftig mit Hilfe von Maschinen automatisch verteilen zu können...

Für Ihr Verständnis und Ihre Mithilfe dankt im voraus die
Österreichische
Post- und Telegraphenverwaltung
Der Generaldirektor

Deutsche Demokratische Republik:

VORWORT

Durch die Deutsche Post werden täglich mehrere Millionen Sendungen befördert. In den nächsten Jahren wird der Postverkehr noch weiter ansteigen. Es ist deshalb erforderlich, auch im Postwesen weitere Massnahmen zur Mechanisierung und Vereinfachung der Postbearbeitung einzuleiten. Diesen Zielen dient die Einführung von Postleitzahlen in der Deutschen Demokratischen Republik.

Die Postleitzahlen wurden auf der Grundlage eines einheitlichen Systems entwickelt, das zwei-, drei- und vierstellige Postleitzahlen umfasst.

Die Postleitzahl ist gleichzeitig Bestandteil der vollständigen Postanschrift, ersetzt weitgehend die bisher notwendigen Zusatzbezeichnungen in der Postanschrift und bietet damit auch dem Postkunden wesentliche Vorteile.

Die Postleitzahl und die neue Postanschrift aller Postorte der Deutschen Demokratischen Republik sind aus dem vorliegenden Verzeichnis zu ersehen. Dabei empfehlen wir, die in der Vorbemerkung enthaltenen Hinweise sorgfältig zu beachten.

Die Angabe der vollständigen Postanschrift einschliesslich der Postleitzahl hat wesentlichen Einfluss auf die unverzögerte Beförderung der Postsendungen.

Wir sind sicher, dass Sie uns dabei durch das Anwenden der Postleitzahl in Anschrift und Absenderangabe weitgehend unterstützen werden.

Ministerium
für Post- und Fernmeldewesen
der
Deutschen Demokratischen Republik

es uns gewohnt sind, der redet «Spanisch» oder «Chinesisch», oder es heisst: «Das isch Bahnhof». Auch jede Landschaft will ihre eigene Sprache, jedes Individuum seine persönliche sprachliche Prägung. Diese Tendenz hat einen prägnanten Namen: *Kantönligeist*. Das Spektrum dieses Geistes reicht von den verschiedenen Mundarten über Variationen von Mundarten in verschiedenen Tälern bis zur sakralen und ritualen Sprache, zum Schülerslang, Berufsjargon, zu den Amtssprachen, ja bis zur Wissenschaftssprache. Ein neues Thema verlangt nach neuen Wörtern. Jede Gruppe will sich sprachlich abheben vom Allgemeinen. Gerade der Slang ist eine grosse Quelle der Erfrischung von innen. Die Sprache reinigt sich, wie das auch unsere Seen tun sollten, sozusagen aus eigener Kraft. Die Slangwörter sind in ihrer bildlichen Kraft äusserst erfinderisch: Italiener werden zu *Überschalltessinern* (gehört in einer Beiz in Oerlikon während der letzten Fussballweltmeisterschaft 1982, beim Match Italien gegen Brasilien). Das Fremde (Italiener) wird in die eigene, bekannte Welt übersetzt (Überschalltessiner).

Wenn die Serviertochter in der Wirtsstube auf ihren Zettel schreibt: 2 *Gottlet* mit Pommes Frites, so versteht sie von Transkription mehr als mancher Schulinspektor. Sie nutzt intuitiv folgende Erkenntnisse:

- Was gleich tönt, kann auch so verschriftet werden. Das Ohr dominiert das Auge (das übliche Schriftbild).
- Sie lässt elegant den Plural fallen, weil er lautlich nicht markiert ist.
- Sie setzt auf ihre eigene Übersetzungskraft. Die konkrete Situation gewährt ihr diese Freiheit.

Diktate in der Primarschule sind eine Fundgrube für diese Übersetzungskraft. Ein Fünftklässler schreibt *amptlich* statt amtlich. Sobald man einen linguistischen Bezugspunkt einnimmt, wird man sich über solche Fehler nicht ärgern, sondern ihre Genauigkeit bewundern. Der Schüler hat bei diesem Wort nicht nur den Bezug Mundart–Hochsprache im Kopf, er setzt sich auch auseinander mit der Übersetzung von lautlichem Material in schriftliches Material. Der Übergang von *m* zu *t* kann nur über eine «Explosion» erfolgen, also über ein *p* oder *b*, weil der Mund von einer geschlossenen Stellung zu einer geöffneten Stellung wechselt. Der Übergang, der nicht verschriftet wird, ist

selbst ein Laut, den das Kind noch wahrnimmt. Der Erwachsene hört diesen Laut nicht mehr; sein Wissen um das Schriftbild verdeckt seine Wahrnehmung. Das Kind hingegen hört zu genau. Es ist – wie die Serviertochter – ein Ohrenphilologe und nicht ein Augenphilologe. Das Zentrale in der Sprache ist das Ohr und nicht das Auge.

Die Fehlleistung in der Schrift ist ein Produkt des allzu genauen Zuhörens, die «richtige» Schreibweise ein Produkt des Gedächtnisses. Die beiden Kräfte dürfen im Sprachleben nicht gegeneinander ausgespielt werden.

Impulse von aussen

Eine Sprache ist auch offen für Fremdes. «Die Gewalt einer Sprache ist nicht, dass sie das Fremde abweist, sondern dass sie es verschlingt» (Goethe, Maximen)³. Heute ist besonders die Sprache des Sports, der Mode und der Musik durch diese Offenheit nach aussen geprägt. Modezeitschriften z. B. bevorzugen englische Ausdrücke:

- old fashioned
steht für altmodisch
- relaxed line
steht für lockere, weiche Silhouette
- match, matchen
steht für kombinieren
- top
steht für Bluse, Pullover etc.⁴

Ähnlich tönt es aus der Musikwelt. Kurt Maloo, Bandleader, Komponist, Sänger und Gitarrist der Zürcher Band «Ping Pong» erklärt:

«Brutto-Musik ist für mich ein Lastkahn, der mit heavy message den Rhein hochstampft ... Netto dagegen, das ist einfach, leicht und rund. Ein bescheidenes Fest der Gefühle.»

Weiter heisst es von der Berner Band «Slapstick», sie sei 1979 «aus der Retorte gemackt» und stelle nun «eine Mischung aus Ska, Funk, Reggae, Soul und jazzinspiriertem Rock dar». Ein Auftritt besteht aus subtilen Gags und Performances. Kommentare zur Musik enthalten Wörter wie «reduzierter Sound», «Breaks», «Songs».

Was für Schulinspektoren ein Leid, ist für Linguisten eine Freude. Altbewährte Formen des Sprachlebens kommen zum Zuge:

- Fremde Wörter werden, so wie sie sind, übernommen: sound, break, fan,

- und kombiniert mit einheimischen Elementen wie Endungen, Vorsilben etc.: geschmackt.
- Bekannte Wörter werden umgemünzt: brutto = heavy message (schwerfällig), netto = einfach, leicht, rund.

Die jungen Musiker folgen der alten europäischen Tradition der Sprachkritik:

Englisch gesungen wird, weil wir mit der Sprache nicht absolut vertraut sind und *deshalb auch nicht schon total angeklebt mit irgendwelchen festen Bedeutungen des Wortes*.⁵

Der Kontakt mit dem Fremden beruht auf bewusster Sprachskepsis, nicht auf Schludrigkeit. Die Offenheit nach aussen und nach innen schafft die Möglichkeit, ein neues Thema mit neuen und frischen Vokabeln anzugehen. Bald werden auch diese verbraucht und wieder ersetzt.

Stägeli uf – Stägeli ab

Die Mehrsprachigkeit reicht noch weiter: die Schriftsprache kann im gleichen Atemzug durch die Mundart abgelöst werden. Nationalrat Otto Fischer hielt dieses Frühjahr (1983) in der Debatte um das helvetische Wirtschaftsprogramm eine Rede vor dem Parlament, in der er die Massnahmen von Bundesrat Kurt Furgler kritisierte. Fischer erwies sich als rhetorischer Meister bei der gezielten Anwendung von mundartlichen Ausdrücken im Kontext eines schriftsprachlichen, aber mündlich vorgelegten Textes:

Meine Damen und Herren. Sie wissen ganz genau, dieses Programm nützt nichts; es nützt nicht nur nichts, es ist völlig wertlos. Ich möchte sogar noch weiter gehen und sagen: es schadet. Es wird nicht zur Folge haben, dass es weniger arbeitslose Uhren- und Maschinenindustriearbeiter gibt, deren Krise ja aus dem Ausland kommt. Mit Denkmalschutz, Forschungsförderung und solchen Dingen können Sie nicht die Beschäftigung ankurbeln... Sie werden damit nur Geld verteilen...

Im letzten Herbst haben wir die Warenumsatzsteuer erhöht und 600 Millionen eingesetzt. *Wir machen die Politik des Stägeli uf und Stägeli ab*. Als die nationalrätliche Kommission die erste Sitzung hatte, hat unten die ständerätliche Finanzkommission getagt

und vom Sparen gesprochen, und wir haben oben das Geld wieder ausgegeben. Wir haben 1975/76 die gleiche Übung durchgeführt...⁶

Auf dem Höhepunkt seiner Rede bedient sich dieser Volkstribun einer mundartlichen Wendung. Der unerwartete Registerwechsel mitten in einem Satz lässt den Zuhörer aufhorchen. Das erste Ziel des Redners, Aufmerksamkeit zu erwecken, ist damit erreicht. Dazu packt Fischer einen komplizierten wirtschaftlichen Sachverhalt in ein prägnantes Bild: das Bild der Stiege, auf der die Menschen, hier die Parlamentarier, auf und ab gehen und dennoch keinen Schritt vorwärts kommen. Die Stiege dient als Symbol für Theater, die Politik wird zum Schauspiel, Bern zur Bühne. Gerade dort, wo Konnotationen vorherrschen, bewährt sich ein Registerwechsel zwischen zwei Versionen von Sprache, hier Mundart und Hochsprache.

Die Trucke der Pandora

Die Sage von der «Büchse» der Pandora betrifft auch die Vielfalt der Sprachen. Das Gefäss der Pandora war vielleicht keine Büchse, sondern eine grosse Trucke, sonst hätten die über hundert beflügelten Übel gar keinen Platz gehabt. Bei der Ausstattung mit «göttlichen» Gaben erhält Pandora auch die Kunst der menschlichen Rede. Diese Gabe wird ihr überreicht von Hermes, dem Gott der Beredsamkeit, zur Verführung der Menschen; das Geschenk beschränkt sich auf Schmeichelei und Lüge.⁷

Diese Übel, Schmeichelei und Lüge, haben sich als die wertvollsten Gaben des Menschen erwiesen. Beides sind Grundformen der Anpassung mittels Sprache an eine konkrete Situation. Beide bewegen sich auf der Skala zwischen Wahrheit und Nicht-Wahrheit. Wahrheit ist keine sprachliche Verpflichtung. Der Trieb zu sagen, was nicht ist, ist genauso zentral. Er ermöglicht den Bau von Gegenwelten. Die Möglichkeit zur Nicht-Wahrheit ist Ausgangspunkt für Evolution und Vielfalt der menschlichen Sprache. Aus diesem Grunde weisen Sprachen eine Vielfalt von Negationen, Konjunktionen, Bedingungssätzen und Redefiguren auf. Eine Mundart steht in dieser Beziehung über der Schriftsprache. Hier kommt es auf jeden Tonfall an, eine kleine Verschiebung,

ein Augenzwinkern, und schon hat sich das Gesagte ins Gegenteil verkehrt. Ohne das Potential der Nicht-Wahrheit wäre unser Sprachleben auf den Austausch von stilisierten, vorgeprägten Formeln beschränkt. Der Trieb zur Nicht-Wahrheit befreit den Menschen aus dem tierischen Käfig des Instinkts.

Das Versteckspiel, das die Sprache treibt, hat seinen vielfältigen Ausdruck in den sprachlichen Figuren. Jede Metapher macht dieses Versteckspiel mit. *Die Wölfe jammerten...* heisst es in fetten Lettern im *Blick* (15. Mai 1983). Können Wölfe jammern, müssen sie nicht heulen? Diese Wölfe sind keine Tiere, sondern Menschen: die schweizerische Nationalmannschaft nach dem Unentschieden gegen die DDR. Die Fussballer werden *Wölfe* genannt, weil ihr Coach den Namen Wolfisberg trägt. Die Fussballer sind Wölfe, weil ihr Boss so heisst. In diesem spannenden, aber torlosen Spiel gegen die DDR gelang ihnen kein Goal, deshalb «jammerten die Wölfe». Der DDR-Trainer heisst ausgerechnet *Fuchs*, und dieser Fuchs wartet mit einem gewaltigen Konjunktiv auf: «Wir hätten auch siegen können.» Ein DDR-Verteidiger heisst *Schnupphase*. Schweizer Goalie Berbig entschuldigt sich für den *Leitwolf*, der von der Grippe geplagt wird und nach dem Spiel durch den Hinterausgang verschwindet. Ist Braschler als *Flügelflitzer* ein Insekt? Was hat bei den Wölfen ein *Egli* zu suchen? – Immer wieder Bilder, immer wieder schöne Täuschungen. Ist es ein Spiel? Ist es *nur* ein Spiel? Spielen oder kämpfen die Wölfe und Füchse?

Wir sind in unserem Sprachleben verliebt in Bilder, in Täuschungen und Tarnungen und Moden.⁸ Eine Gleichsetzung von Sprache mit Wahrheit (Information) wäre selbst eine liebevolle Lüge aus der Truhe der Pandora. Im Anfang war nicht das Wort, sondern das Kennwort: jede Sprache pflegt das Weltbild des Clans, und zwar Schriftsprachen wie Mundarten.

Rebellion und Gottesdienst

Der Apostel in der Volkssprache ist ein wiederkehrendes Thema in der Literatur. Die schärfsten linguistischen Werkzeuge und Erkenntnisse entstanden, als die ersten Rebellen die heiligen Texte aus dem Griechischen und La-

teinischen in eine Landessprache übersetzten. Die Geschichte der Bibelübersetzung ist eng verknüpft mit der nationalen Idee und mit dem demokratischen Gedanken. Sie reicht weiter zurück als die Reformation mit den Bibelübersetzungen Luthers und Zwinglis. Schon um 863 begannen nämlich die Philosophen Konstantin-Cyryllus und Methodius mit der Rechtsfertigung und Übersetzung kirchlicher Texte in eine einheimische Sprache (Slavonisch).⁹ Diesen Texten geht ein Gedicht voraus, das ihr Unternehmen glühend verteidigt:

Ich spreche lieber fünf Worte, die ich verstehe... als zehntausend Worte in einer unbekannteren Sprache.

Jedes Volk, so Konstantin, habe ein heiliges Recht auf eine Liturgie in der einheimischen Sprache. Das göttliche Wort bekommt hier demokratische Züge. Das Vorwort zu Konstantins Übersetzung des Neuen Testaments enthält eine weitere Verteidigung der Stimme des Volkes:

Höre nunmehr mit deinem Verstand,
Da er dir zu hören gegeben ist, slavisches Volk!

Höre das Wort, das von Gott kommt,
Das Wort, das die menschlichen Seelen nährt,

Das Wort, das die Herzen und Geister stärkt,
Das Wort, das dich Gott erkennen lässt.

Und so, dies alles bedenkend, Brüder,
Geben wir euch guten Rat,

Der die Menschen bewahren wird

Vor tierischer Ungewissheit und Begier:

Lest nicht das Wort in fremder Sprache,
Die der Geist nicht zu fassen mag...¹⁰

Mit dem wichtigen Argument des Verstehens begründet Konstantin das Recht eines jeden Volkes auf sprachliche Selbstbestimmung. Dieses Recht ist nicht abgeschlossen. Es muss immer neu erkämpft werden. Die jüngste Pioniertat vollbrachten Mitglieder innerschwyzerischer Jodlerklubs, als sie im Mai 1983 nach Rom reisten und im Vatikan eine Jodlermesse vortrugen. Die Wirkung in der Hochburg der lateinischen Sprache war gross; der Papst, ein Osteuropäer, war ergriffen. Wie es bereits in einem alten Weihnachtslied zweisprachig und kontrapunktisch heisst:

In dulci jubilo

Nun singet und seid froh...

Der Kommunikationsradius einer Sprache (man beachte die religiösen Konnotationen

des Wortes *Kommunikation*) ist grösser als wir annehmen. Die Frage Mundart oder Hochsprache ist nicht eine Frage des Entweder-Oder, sondern eine Frage der Vielfalt der Sprachen. Jede Sprache, jeder Teil einer Sprache, jede Mundart in einer Talschaft interpretiert die Welt wieder anders. Der Mensch als sprechendes Säugetier ist auf die sprachliche Vielfalt angewiesen.¹¹ Sie gehört zu seinem verwirrenden Hang zur Freiheit. Es wäre beklemmend, nur eine oder wenige Sprachversionen zu haben. Babel ist nicht ein Fluch, eine göttliche Strafe, sondern ein Pfingstsegen: ein Zeichen der Gabe, in verschiedenen Zungen, in verschiedenen Denkart zu reden.¹²

Anmerkungen

- 1 Robert Karch: Angst, Schmäz und Wuet, Alemannische Gedichte im Basler Dialekt, Autorenverlag «Der Storchenkahn», Herrenberg, 1981, Seite 6.
- 2 Ich danke Monika und Dian Schefold, Bremen, für die west- und ostdeutschen Fassungen der Vorworte zu den Postleitzaalen, ebenso dem österreichischen Konsulat in Zürich für die österreichische Fassung.
- 3 Zitiert nach John Hennig, Zum grammatikalischen Geschlecht englischer Fachbezeichnungen im Deutschen, in: Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Berlin 1963.
- 4 Siehe Hanspeter Ortner, Wortschatz der Mode, Düsseldorf 1981.
- 5 Zitiert nach Hans Peter Häberli, Züriwoche, 1. Juli 1982, S. 39.
- 6 Zitiert nach Richard Aschinger, Tages-Anzeiger, 9. März 1983, S. 5–6.
- 7 Siehe Dora and Erwin Panofsky, Pandora's Box, Kingsport, Tennessee 1962, und Gerhard Vogel, Der Mythos von Pandora, Hamburg 1972.
- 8 Siehe das faszinierende Gedicht von Heidi Nef-Braunschweig:
 Stell s Färnseh ab, sait d'Mamme
 stell s Färnseh ab, sait der Babbe
 I stells nit ab
 I wott luege
 was mer fremd isch
 und Angscht macht
 und i nit verstand –
 d'Wält vo de Grosse zriings um mi umme
 in: En Elefant vo Äntehuse, Neue und alte schweizerdeutsche Verse und Geschichten für Kinder, herausgegeben von Anna Katharina Ulrich, mit Illustrationen von Käthi Bhend-Zaugg und Ruth Hürlimann, Atlantis-Verlag, Zürich 1975, S. 100.
- 9 Siehe Roman Jakobson, «The Beginning of National Self-Determination in Europe», in: Fishman, Joshua (ed.), Readings in the Sociology of Language, The Hague: Mouton 1968, S. 585–597; und John Hennig, Das Übersetzen liturgischer Texte im Lichte der Literaturwissenschaft, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch, Bd. 13, Berlin 1974.
- 10 Siehe Roman Jakobson, Krystyna Pomorska, Poesie und Grammatik (Dialoge), Suhrkamp stw 386, Frankfurt a/M. 1982.
- 11 Siehe Ernst Leisi, Paar und Sprache (bes. 1. Kapitel, «Der Privatcode»), UTB 824, Quelle und Meyer, Heidelberg 1978.
- 12 George Steiner, After Babel (Aspects of Language and Translation), Oxford University Press 1975; und Julia Kristeva, Desire in Language, (bes. 4. Kapitel, «How does one speak to literature»), Columbia University Press, New York 1980.

Droht uns der Verlust der deutschen Hochsprache?

Louis Wiesmann

Merkwürdiges ereignet sich im Schweizerlande! Immer häufiger erteilen Lehrer ihren Unterricht im Dialekt und lassen auch das Schülergespräch in der Mundart führen. Prüfungen, selbst Hochschulprüfungen, gehen ohne das Hochdeutsche über die Bühne, als ob es belanglos wäre, ob einer sein Wissen in einwand-

frei formulierter Schriftsprache weitergeben kann.

Radio und Fernsehen strahlen immer mehr Beiträge aus, die nur der Deutschschweizer versteht. Politische und andere sachbezogene Sendungen, die auch unsere französischen und italienischen Miteidgenossen etwas ange-